Der Hitzesommer im Landkreis Altötting: Knapp davongekommen!

Von Cosima Enderle

„Na endlich!“ dachte ich mir, als ich wie jeden Tag zur selben Zeit, am selben Ort und auf demselben Ast saß. Es war Mittag. Die Sonne schien viel zu heiß auf die Baumkronen und einzelne Sonnenstrahlen erhellten den Wald mit Licht. Den Wald, in dem ich aufgewachsen war, in dem ich alle meine Erinnerungen gut aufbewahrt hatte. Ich sog die - trotz der Hitze - frische Luft ein. Die Vögel sangen und ich lauschte dem rauschenden Geräusch, das die Blätter verursachten, wenn die heiße Brise sie bewegte. Es roch nach Moos, aber leider eher nach vertrocknetem, als nach Frischem. Denn dieses Jahr war es weitaus heißer, als in all den Lebensjahren von mir. Außerhalb des Waldes musste es sehr drückend sein, denn mehr Menschen denn je suchten ihn auf. Aber ich war lange nicht mehr so dumm, mich vor allen zu verstecken.

Ein junges Ehepaar, für das ich das rotbraune Eichhörnchen Sunny war, ging plaudernd den schmalen Pfad entlang. Der Mann war Mitte Dreißig und trug eine cremefarbene kurze Hose und ein blauweiß kariertes Hemd. Er hatte kurze schwarze Haare, moosgrüne Augen und eine Knubbelnase, die mich an eine Walnuss erinnerte. Deshalb nannte ich ihn für mich „Nuts“. Seine Frau, die immer lächelte, trug einen langen schwarzen mit Blumen bestickten Rock. Für mich war sie „Smile“. Sie hatte lange blonde Haare, blaue Augen und immer lackierte Nägel. Heute waren sie rot, wie Hagebutten, die ich besonders gerne aß. Normalerweise kamen sie immer pünktlich und brachten mir etwas Leckeres mit, wie zum Beispiel Nüsse oder Chips.

Doch heute schienen sie mich nicht mal zu bemerken! Frechheit! Ich wollte gerade auf sie zuspringen, als Nuts seine „Rauchstängel“ auspackte und einen anzündete. Angst durchfuhr mich und ich hüpfte wie der Blitz mindestens vier Bäume weiter. Ich hasste diese Dinger. Angeekelt rümpfte ich die Nase und schoss den Stamm empor. Dieser Rauch stank selbst auf diese Entfernung bestialisch. Er löste sich in der Luft auf, aber der Geruch blieb. Ich beobachtete sie so, Hand in Hand, durch den Wald schlendernd, bis Nuts den übriggebliebenen Stummel wegschnipste. Jetzt wurde ich wütend: „Mann, der kann doch nicht einfach seien ekligen Müll hier rumwerfen! Wenn er schon nichts für mich dabei, da hat er doch bestimmt noch Platz in seinen Taschen!“

Ich schimpfte noch weiter vor mich hin, als es plötzlich hinter mir im Geäst knackste. Ich zuckte zusammen und drehte mich um, aber erkannte die Gefahr zu spät! Mein Erzfeind, der große Marder sprang auf mich zu. Instinktiv hüpfte ich zur Seite, um den Klauen zu entkommen. „Friss mich nicht!“, fiepte ich voller Panik, aber er sah mich nicht einmal an. Verwirrt schaute ich ihm nach, wie er von Ast zu Ast sprang und sich immer mehr entfernte. Auch Smile und Nuts schienen es eilig zu haben, denn sie hasteten den schmalen Weg zurück. Jetzt roch ich etwas Neues: Rauch! Aber diesmal kein Rauchstängelgestank. Dicker schwarzer Qualm stieg empor und ich sah wie sich immer mehr Flammen an dem Ort bildeten, wo Nuts seinen Stummel weggeworfen hatte. Entsetzt und wie angewurzelt starrte ich in das Feuer. Es verschlag immer mehr Laub und Zweige. Die Flammen leckten an den Bäumen und ließen viele Büsche wie Bomben in Hitze aufgehen. Das knisternde Geräusch, das immer näherkam, ließ mich aus meiner Erstarrung aufschrecken und flüchten. Ich ließ viele Bäume auf einmal hinter mir, gefolgt von dem grellen Licht, das nur auf Zerstörung aus war.

Blind vor Furcht lief ich in eine Richtung, in der Hoffnung, dass sie mich aus dem Wald bringen würde. Schließlich sah ich die Grenze des Waldes vor mir. Gleich darauf blieb ich aber abrupt stehen. Da hörte ich etwas. Ich hielt inne und hörte es wieder. Ein Ruf. Jemand schrie um Hilfe! Aber die Laute kamen aus dem Feuer! Trotzdem, niemand durfte so sterben: von einem Waldbrand verschlungen. Nuts war mein Freund und deshalb war es auch meine Verantwortung, nachzusehen und ihm oder sie zu retten. Ich lief wieder los. Schweren Herzens dem Feuer entgegen. Immer wieder zögerte ich und horchte, um sicher zu gehen, dass ich in der zutreffenden Richtung unterwegs war.

Ich sprang über brennende Äste und meine Pfoten glühten. Ich konnte vor Hitze fast nicht mehr atmen, aber ich blieb stur. Selbst von dem Schmerz in meinem linken Hinterbein, ließ ich mich nicht ablenken. Da sah ich es endlich, ein Tier in Not. Mit letzter Anstrengung war ich dort und erstarrte. Es war ein Marder. Er war noch jung, aber trotzdem größer als ich. Alle meine Instinkte schrien dasselbe: „Lauf weg, bring dich in Sicherheit. Er wird dich auffressen!“ Ich sah, dass er sein Bein eingeklemmt hatte und er vor Furcht nur so zitterte. Seine Ohren zuckten ängstlich hin und her und immer wieder stieß er Klagelaute aus. Jetzt bemerkte er mich. Nun stand in seinen Augen eine flehentliche Bitte. Er war völlig hilflos. In diesem Moment war ich seine einzige Hoffnung. Mit letzter Kraft flüsterte er mir zu. „Bitte, hilf mir.“

Die Zeit schien für einen kurzen Moment stehen zu bleiben. Ich sah nur ihn und er sah nur mich an. Ich blieb nicht länger auf meinem Ast sitzen, sondern sprang. Jetzt war ich direkt über dem Marder. Ich ließ mich hinunterfallen und stand ihm gegenüber. So nah war ich meinem Feind noch nie gekommen. Ich schlich mich schnell an ihm vorbei und drückte auf sein eingeklemmtes Hinterbein, um es zu befreien. Immer fester stemmte ich mich dagegen, doch es bewegte sich nicht. Ich nahm noch ein letztes Mal alle Kraft zusammen und schob seine Pfote schließlich aus dem Schlitz der Astgabel und er war frei. Schnell wollte ich wieder fliehen, weil das Feuer zum Greifen nah war. Aber ich war zu erschöpft. Der Marder nutzte seine Gelegenheit und packte mich mit den Zähnen am Genick. Ich wusste es, einem Raubtier durfte man nicht vertrauen. Aber er nahm mir nicht das Leben und biss zu, sondern lief mit mir davon. Er sprang dieses Mal über brennende Äste, um dem Feuer zu entkommen. Sein Tempo beschleunigte sich immer mehr und ich wurde hin und her gerüttelt. Jetzt war er meine Rettung. Aber um einen harten Preis. Ohne mich wäre er schneller gewesen. So aber erwischten uns immer wieder Funken und lösten Schmerzensschreie bei uns aus. Endlich sah ich das Ende des Waldes und der Marder wurde tatsächlich noch schneller. Nur noch drei Sprünge, zwei Sprünge, ein Sprung. Wir hatten unser Ziel erreicht. Er lief noch etwas weiter und setzte mich dann sanft ins Gras. Ich sah mich flüchtig um und sah noch viele weitere geflohenen Waldtiere. So auch das Reh aus der Nachbarschaft mit ihren zwei Kindern und der Siebenschläfer, meine Freundin Candy vom Baum von Nebenan.

Wir nickten uns nur kurz zu, was entweder daran lag, dass ein Marder neben mir stand und anscheinend noch nicht weiterlief, oder weil wir noch lange nicht sicher waren. Denn trockenes Gras brannte auch gut. Wir mussten die große Straße überqueren und in den Wald dahinter. Erst dann konnten wir aufatmen. Also rannte ich los, überquerte die kleine Wiese und hielt erst wieder an, als ein großes rotes Fahrzeug an mir vorbeiraste. Es sah so aus, also würde es auch vor dem Feuer fliehen. Nun schoss ich vorwärts, als hätte ich eine Rakete geschluckt und sie jetzt gestartet. Wie ein von einem gespannten Bogen abgeschossener Pfeil, folgte mir auch der Marder. Zusammen liefen und liefen wir, die asphaltierte Zielgerade schien nie ein Ende zu nehmen. Nach einer gefühlten Ewigkeit kamen wir schließlich am Nachbarwald an. Ich erblickte meine Siebenschläferfreundin auf einem Baum, seufzte erleichtert und kletterte zu ihr hinauf. Erschöpft schloss ich die Augen und hörte den anderen Waldbewohnern zu. Die Rehmutter schluchzte vor sich hin und ließ sich von ihren beiden Kindern trösten. Danach hörte ich einen Specht sagen: „Oje, meine tolle Höhle. Ich hatte sie gerade erst vergrößert.“ Ein Dachs seufzte niedergeschlagen: „Der ganze Wald, das ganze Essen, alles futsch.“ Ein kleiner Spatz zwitscherte unfreundlich: „Du hast gut reden, du brauchst nicht jammern, deine Höhle liegt ja unter der Erde.“ Ich öffnete die Augen und sie füllten sich augenblicklich mit Tränen. Ein Kloß bildete sich im Hals. Ich schaute auf die andere Straßenseite hinüber und sah vor lauter Flammen meine Heimat nicht wieder.

Plötzlich erklangen lauter Sirenen und ich erschrak so sehr, dass ich aufsprang und dann wie erstarrt dastand. Auch meine Freundin rührte sich keinen Millimeter und wir beobachteten voller Spannung, was vor sich ging. Ein Dutzend Feuerwehrautos rasten an uns vorbei, anschließend wurde die Straße gesperrt. Eine ganze Herde schwarz gekleideter Männer stiegen aus und zogen lange Schläuche aus dem Wagen. Riesige Wasserfontänen wurden auf den Brand geschossen. Wie ein Wasserfall trommelte es auf das Feuer ein. Schweigend sahen wir dem Gewimmel zu. Stunden um Stunden ging es so weiter, bis auch das letzte kleine Flämmchen erlosch. Nach und nach fuhren die Feuerwehrautos wieder davon. Nur ein Paar hielten noch Brandwache und passten auf.

„Ähm...“ Meine Freundin räusperte sich: „Komm, lass uns nach einer Unterkunft suchen.“ Ich wollte „Ja“ sagen, aber ich konnte nicht. Ich wollte mich umdrehen und die verkohlten und mit Rus bedeckten Bäume hinter mir lassen, aber ich schaffte es nicht. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich den ganzen alten Wald überblicken, so viele Fichten und Buchen waren im Kampf gegen das Feuer gefallen. Je länger ich zu dem Schlachtfeld herüberschaute, desto trauriger wurde ich. Am liebsten wollte ich schreien: „Nuts, was hast du angerichtet! Nur ein einziger unbedachter Moment und das sind die Folgen davon!“, aber es kam kein Ton heraus. Eine warme und sanfte Abendbrise wollte mich ausmuntern. Aber genauso, wie die Pfote, die Candy jetzt auf meine Schultern legte, konnte auch sie mich nicht erfreuen. Schließlich rappelte ich mich doch auf. Es tat weh aufzustehen, weil ich schon so lange auf dem Ast saß. Als wir nun beide, Seite an Seite, die, noch unbekannte Wildnis erforschten, wusste ich genau, dass ich nie mehr so glücklich sein werde, wie am Mittag.

Früh am Morgen erwachte ich von fröhlichem Vogelgezwitscher. Ich seufzte, weil ich eigentlich noch weiterschlafen wollte, aber schlagartig wurde ich hellwach. Ein wohliges Glücksgefühl streifte durch meinen Körper und ich begann zu lächeln. Denn seit fünf Jahren wartete ich schon auf diesen Tag: auf heute. Jetzt ist er gekommen. Und nun war es möglich endlich wieder in meine alte Heimat zurückkehren! Denn neue Bäume warteten bereits mit offenen Armen auf mich.

Cosima Enderle 7a